

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren... für die Anzeigen...

Beilage: Halle... in Halle und Umgebungen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition... Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Mittwoch 23. Dezember 1896.

Berliner Bureau... Berlin SW. Grenadierstraße 3.

Klerikale Hoyer.

Die klerikale Presse füllt sich täglich gedungen, der Regierung des Reiches auszuweichen... Die klerikale Presse füllt sich täglich gedungen, der Regierung des Reiches auszuweichen...

Vom Vesporns.

Die Anbahnung des russischen Vorkriegs Herrn v. Nelidow... Die Anbahnung des russischen Vorkriegs Herrn v. Nelidow...

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm, welcher vorerstern Abend spät von Berlin nach dem Neuen Palais zurückgekehrt war... \* Der bayerische Kriegsminister Freiherr von...

Verbesserte Feuerwaffen - größere Gefechtsverluste?

Mit der außerordentlichen Verbesserung der heutigen Infanteriewaffen... Die Verluste einer Armee in der Schlacht setzen sich zusammen aus Toten, Verwundeten, Gefangenen und Vermissten...

in der Friedricianischen Zeit bei den Preußen 18 Proz., bei den Verbündeten... Die Geschossverluste betragen in der Friedricianischen Zeit in der Schlacht bei Bornhörd bei den Preußen 32 Proz., bei den Russen 36 Proz., bei den Verbündeten 27 Proz.;

Als weit z. B. in Berlin. Ob seine Anwesenheit mit der Frage der Reform des Militärstrafprozesses in Zusammenhang zu bringen ist, weiß man nicht bestimmt... \* Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt folgende offiziöse Darlegung: Die „Mitteilungen“ für die Vertrauensmänner der national-liberalen Partei haben, nach der „National-Zeitung“, in einer Erörterung über das Scheitern der Zutrittsnovelle hervorgehoben, daß die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Regierung und Reichstag, in dem Augenblick unerreichtbar erkläre, als der Staatssekretär des Reichs-Justizamts sich bezüglich auf die Vertrauensmänner der Vertrauenspartei geäußert hatte, um den Verzicht eines etwaigen Kompromisses zu erklären...









(Nachdruck verboten.)

## Schuldig.

44) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

„Armes Kind, ich habe Mitleid mit Ihnen,“ betheuerte Madame Bichon. „Wenn ich bedenke, daß Sie allein und verlassen in der Welt stehen und auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, so möchte ich Ihnen gerne helfen. Es ist zwar schwer, Jemanden, der keine Ahnung von der Modistenarbeit hat, darin zu unterrichten, und außer der Mühe, die man dabei hat, wird sehr viel Material von den Anfängerinnen verdorben, aber aus Rücksicht für Sie nehme ich Sie als Lehrling auf und begnüge mich mit zehn Francs wöchentlich. Sind Sie eingearbeitet und verderben kein Material mehr, so brauchen Sie mir nichts zu zahlen.“

Dorothea dankte der Frau in warmen Worten für ihre vermeintliche Güte und begann sofort mit ihrer Lehrzeit.

Madame Bichon wies dem neuen Lehrling einen Platz hinter dem Laden im Arbeitsraum neben den beiden Arbeiterinnen an, gab ihr das nöthige Material und unterwies sie den ganzen Morgen mit dem Füttern eines Hutes.

Dorothea hantirte ziemlich ungeschickt mit der Nadel, stach sich in die Finger, daß sie bluteten, und brachte es zu keinem Resultat.

Die beiden Mädchen beobachteten sie dann und wann, wechselten hierauf Blicke und senkten rasch die Köpfe, um ihr Lachen zu verbergen.

„Ich muß mich recht dumm dazu anstellen und einen komischen Eindruck hervorrufen,“ dachte Dorothea.

Aber sie hielt tapfer aus und kümmerte sich nicht viel um das Gemüsel und den heimlichen Spott ihrer Kolleginnen. Sie hatte viel durchgemacht und mußte noch so viel ertragen, daß diese Kleinigkeiten sie nicht berührten.

Als der Tag zu Ende war, schmerzten sie Kopf und Finger, und ihr Herzeleid war noch tiefer, aber ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg, da sie Abends nichts aufweisen konnte, als einen zerfetzten Hut und ruinirten Stoff.

„Sie athmete erleichtert auf, als sie allein war und auf dem Sofa ihre Glieder strecken konnte.“

Abends ging sie wieder aus und wandelte durch die Straßen, bis sie müde wurde.

Dann kehrte sie heim und legte sich verzagt, entmuthigt zu Bett.

„Giebt es denn für mich noch eine Hoffnung?“ dachte sie. „Wonach strebe ich denn, was kann mir die Zukunft bringen? Nichts als Arbeit, um leben zu können und die Last meines Schuldbewußtseins und meiner Schmach noch länger zu tragen. Winkt mir daraus der leiseste Hoffnungsschimmer? Mein Leben ist ein verlorenes!“ Aber ich muß es tragen zu meiner Buße, zu meiner Sühne.“

Ein Tag folgte dem andern, ohne eine Veränderung zu bringen. Jeden Morgen gab Madame Bichon ihrem neuen Lehrling Material zur Arbeit und ließ sie ihre Versuche wiederholen.

„Ein Kind würde größere Fortschritte machen als ich,“ dachte Dorothea betrübt. „Es ist sinnlos, tagelang dazusitzen und die Zeit mit dem Verschneiden und Zerfetzen der Stoffe zu verbringen, ohne dem Ziel näherzukommen.“

Hätte sie nur einen Funken ihrer alten Lebhaftigkeit beibehalten, so würde sie über ihre Ungeschicklichkeit ebenso gelacht haben wie ihre beiden Kolleginnen.

Bei ihnen war es zwar Schadenfreude, weil sie die Konkurrenz gefürchtet hatten.

Abendlich ging Dorothea aus, weil es ihr unmöglich war allein zu Hause zu bleiben. Ihre Gewissensbisse peinigten sie und ließen ihr keine Ruhe. Sie vermochte nicht zu lesen, sie mußte nur Bewegung und Thätigkeit haben.

Das war die Ursache, warum sie ausging, der Spaziergang als solcher machte ihr kein Vergnügen. Was hätte sie auch draußen zu suchen gehabt?

Die Auslagen zogen ihren Blick nicht an. Schmuck und Glanz waren nichts mehr für sie, sie gehörten der Vergangenheit an.

Sie sah Freunde einander begegnen, Liebende sich trennen, sah Mütter mit ihren Kindern und auch Gatten mit ihren Frauen, es war ihr wie ein Hohn auf ihr eigenes begrabenes Glück.

Dann schlich sie sich davon, denn sie glaubte, alle Welt müsse ihr die Gedanken von der Stirn ablesen, wie sie überhaupt wähnte, daß ihre Schmach untilgbar auf ihren Zügen eingepreßt war.

Sie hielt es für Neugierde, wenn ein Vorübergehender ihr, was öfter geschah, nachblickte.

„Vielleicht verräth mich mein Anzug,“ dachte sie, „weil ich immer einen Schleier trage und eilig durch die Gassen laufe.“

Ihr Aussehen hatte sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Tiefe Schatten um die Augen und Linien um den Mund zeugten von ihrem Leid. Ein verstörter, verwilderter Ausdruck lag auf ihrem Antlitze.

„Mein Haar wird bald ergrauen,“ sagte sie zu sich. „Was liegt daran, ich brauche nicht länger hübsch zu sein.“

Nach einigen Tagen wurden die beiden Arbeiterinnen freundlicher gegen sie. Der Brodneid war verschwunden, weil sie einsehen, daß Dorothea ihnen nicht schaden oder ihnen die Arbeit aus den Händen nehmen konnte.

Sie bedauerten das arme Mädchen, das geduldig alle Schwierigkeiten zu überwinden suchte, dabei von einer unüberwindlichen Traurigkeit war und allein in der Welt stand.

Eines Tages, als Madame Bichon Einkäufe besorgte, zogen die beiden Mädchen Dorothea ins Gespräch, und die Ältere klopfte einigemal auf den Busch, wieviel sie ihrer Miethsfrau bezahle.

„Dreißig Francs für das Zimmer und zehn für das Lehrgeld, zusammen vierzig Francs wöchentlich,“ antwortete sie.

Die beiden Mädchen ließen vor Schreck die Arbeit in der Schooß sinken und sahen dann einander in starrer Bewunderung an.

„Das ist nicht möglich!“ riefen Beide.

„Warum nicht?“

„Wenn Sie soviel bezahlen können, so würden Sie nicht dieses Handwerk lernen.“

„Ich lerne es, weil ich darin meinen Erwerb finden will,“ sagte Dorothea. „In einigen Wochen habe ich mein ganzes Geld ausgegeben und stehe arm und hilflos da.“

„Aber wissen Sie denn nicht, meine Liebe,“ sagte die Jüngere, „daß unser Lohn keine vierzig Francs wöchentlich beträgt? Und wir sind, seit wir die Nadel führen können, beim Handwerk.“

„Dann braucht es ja weiter keine Berechnung, um einzusehen, daß ich mein bißchen Geld nur zum Fenster hinauswerfe und mehr für Miethse bezahle, als eine Arbeiterin verdienen kann.“

„So ist es,“ rief die Ältere. „Madame Bichon raubt Sie aus, sie hat nur ihren eigenen Vortheil im Auge.“

„Trachten Sie, sich von ihr loszureißen,“ sagte die Jüngere, „bedor sie Ihnen das Geld entlockt hat, denn ich versichere Sie, daß ihre Freundschaft zu Ihnen nur noch diesen einzigen Zweck hat.“

„Ich werde gleich morgen ein anderes Quartier suchen,“ rief Dorothea erschrocken.

„Aber ich bitte Sie, verrathen Sie uns nicht,“ mahnte die Aeltere.

„Gewiß nicht, es wäre ja undankbar von mir. Ich danke Ihnen für Ihre Warnung.“

Und sie beschloß, sich noch am selben Abend um eine andere Wohnung zu kümmern und vielleicht schon morgen aus-zuziehen.

#### Ueberdreißigstes Kapitel.

Zu den Aergernissen, welche Dorothea bei der Entdeckung empfand, daß sie von Madame Bichon betrogen wurde, gesellte sich der Schreck, der sie noch am selben Abend befiel, als sie die Ueberzeugung gewann, daß man ihr auf die Spur gekommen war.

Sie war ahnungslos die Straße entlang geschritten, als sie auf dem jenseitigen Trottoir einen jungen Mann bemerkte, der sie zu verfolgen schien.

Sie erkannte in ihm auf den ersten Blick den Landmann. Sein Gesichtsforn, die Gangart, die Haltung und auch die nach englischem Muster angefertigten Kleider verriethen unzweifelhaft den Engländer.

Das Bewußtsein, beobachtet zu werden, berührte Dorothea peinlich. Sie wollte sich von der Wahrheit überzeugen und blieb vor einer Auslage stehen.

Als sie sich umwendete, bemerkte sie, daß auch der junge Mann stehen geblieben war.

Sie eilte so schnell sie konnte, von dannen — auch er verdoppelte seine Schritte. Eine Weile blieb er auf dem jenseitigen Trottoir, dann ging er, auf einem Kreuzweg angekommen, quer über den Platz, folgte ihr, schritt später, einen prüfenden Seitenblick auf sie werfend, an ihr vorüber und eine Zeitlang ihr voraus.

Blötzlich hemmte er seinen Schritt und blieb vor einem Laden stehen. Sie eilte an ihm vorbei und hörte, daß er ihr folgte.

Sie bog in die schmale Gasse ein, die zum Rathhaus führte, dieselbe war dunkel und öde, kaum daß hier und dort ein Passant zu sehen war.

Sie hatte kaum die Gasse betreten, als sie es schon bedauerte und einen anderen Weg einzuschlagen gedachte.

Doch zu spät, hinter ihr erklangen die Tritte und eine Sekunde darauf hatte ihr Verfolger sie eingeholt und sagte, mit der einen Hand den Hut zum Gruße berührend, ohne ihn jedoch zu lüften:

„Verzeihen Sie, Madame, aber würden Sie mir erlauben, einige Minuten Ihre Gesellschaft zu theilen?“

„Zu welchem Zweck, was wollen Sie?“

„Der Schleier verbirgt mir zwar tüchtig Ihr schönes Gesicht . . .“

„Wenn Sie auf Liebesabenteuer ausgehen, so thun Sie sehr unrecht, sich an mich zu wenden, mein Herr. Entfernen Sie sich und lassen Sie mich ungehindert passiren,“ fiel Dorothea erzürnt ein.

„Nein, Sie irren sich, Madame, nicht der Wunsch nach Liebesabenturen treibt mich, Sie anzusprechen, es ist ein anderer, wichtiger Grund vorhanden.“

„Ich will nichts hören, geben Sie mir den Weg frei und lassen Sie mich gehen,“ rief Dorothea in sehr ängstlicher Beklemmung.

„Nur noch ein Wort. Ich bitte Sie, antworten Sie mir, ohne mir zu zürnen, ob Sie Mrs. Valentin Bromley sind?“

„Was geht das Sie an?“ gab sie ihm in scharferm Tone, sich unwillkürlich der französischen Sprache bedienend, zurück.

„Verdammtes Raubervögelch,“ murrte er zwischen den Zähnen, berührte wieder den Hut und ließ sie ungehindert vorbeigehen.

Doch war er nicht zufriedengestellt, er zog sich auf den Platz zurück und beobachtete sie von dort aus.

Sie machte einen Umweg, irrte durch einige Straßen und als sie ihn aus den Augen verlor, kehrte sie durch eine andere Straße auf den Platz zurück und eilte in ihre Behausung.

Dieser Zwischenfall hatte sie nicht sonderlich aufgeregt. Sie hatte nichts zu verlieren und brauchte also nichts zu fürchten.

Gleichgiltig legte sie Hut und Jacke ab und bereitete sich das Mahl. Kaum hatte sie gegessen, als sie Schritte auf der Treppe hörte, die immer näher kamen.

Blötzlich pochte es an der Thür.

Sie kommen, mich zu holen,“ dachte sie, „umso besser, bald ein Ende nimmt.“

Damit ging sie zur Thür. In ihrer Ueberraschung war es Mr. Coerleah.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen?“ sagte er mit einer Verbeugung eintretend.

„Nein,“ erwiderte sie, „Sie haben Espione zu meiner Ueberwachung aufgestellt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Droht eine Abnahme des Fisch-reichthums der Nordsee?

Zu dieser wichtigen Frage schreibt ein Fachmann in den „Leipz. N. Nachr.“: Seit etwa 12 Jahren ist an der deutschen Küste der Nordsee eine großartige Industrie entstanden, die sich aus ziemlich kleinen Anfängen mit erfreulicher Geschwindigkeit in kürzester Zeit zu einer respectablen Höhe emporgeschwungen hat. Als die Dampfschiffe die Segelschiffe immer mehr verdrängten und namentlich die sogenannte kleine Küstenfahrt fast ausschließlich den Dampfern überwiesen wurde, suchten die Aelher der kleineren Segelradschiffe anderweitige Beschäftigung und fanden sie in der Hochseefischerei. Aber ihre Schiffe waren vom Wind und Wetter abhängig, der Fang blieb oft so lange unterwegs, bis die Fische verderben; so gingen sie denn gründlich ans Werk, schafften ihre Segelfahrzeuge ab und ließen sich Fischdampfer bauen, die, festlich ausgerüstet, Wetter und Sturm Trotz bieten, den Fang rasch ans Land bringen und schnell wieder auf die Fangreise gehen konnten. Die ersten Versuche glückten derartig, daß in kürzester Zeit von der Elbe und Weser mehr als ein Duzend Fischdampfer in See gingen. Jetzt besorgen in der deutschen Nordsee etwa 50 Fischdampfer das Geschäft. Im Ganzen betreiben über 5000 Segelfahrzeuge und 700 Fischdampfer die Hochseefischerei in der Nordsee. Wenn man die ungeheuren Zahlen liest, mit denen der jährliche Fang dieser Fischdampferflotte umschrieben wird, stößt Einem unwillkürlich die Frage auf: Kann das auf die Dauer so weitergehen, ist der Reichthum des Meeres unererschöpflich oder könnte er sich einmal vermindern und dem Menschen ganz verlagen? In der That beschäftigt diese Frage mit der ihr inwohnenden schwerlastenden Sorge die Kreise der dabei interessirten Bevölkerung, seitdem eben die Hochseefischerei solchen Umfang angenommen hat. In England, wo der Betrieb der Fischerei auf hoher See mit Dampfern viel früher eintrat als in Deutschland und wo sich ein wahres Raub-system geltend gemacht hat, tagte bereits im Anfang der neunziger Jahre eine Konferenz, die sich eingehend mit dieser Frage beschäftigte, ohne jedoch greifbare Erfolge verzeichnen zu können. Jedemfalls aber ist man in England zu der Ueberzeugung gekommen, daß die gegenwärtige Befischung der Nordsee schwere Uebelstände mit sich führt und die ernstesten Besorgnisse für die Zukunft rechtfertigt. Eine Untersuchungskommission, die das englische Unterhaus eingeleitet hat, wird wohl noch heute bestehen, aber gefördert hat sie die Lösung der Frage bisher noch nicht.

Deutschland ist der Frage erst näher getreten, seitdem sich an der deutschen Nordseeküste die Hochseefischerei mit erstaunlicher Schnelligkeit entwickelte. Es war vor allen Dingen Professor Dr. Heinde, der jetzige Direktor der biologischen Anstalt auf Helgoland, der sich mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten mit dem Studium aller einschlägigen Dinge beschäftigte. In Wort und Schrift hat er seinen Warnungsruf ertönen lassen gegen die drohende Ueberfischung der Nordsee. Er findet die Ursachen dieser in dem System der heutigen Hochseefischerei, in der Grundfischerei. Auf der einen Seite wurde durch diese eine ungeheure Erleichterung und eine mächtige Ausdehnung für die Hochseefischerei geschaffen, auf der anderen Seite aber ist damit die Gefahr der Ueberfischung verbunden. Die Zeichen einer solchen mehrten sich von Jahr zu Jahr. Zwar findet man in den Statistiken über den Fang unserer Fischdampfer jährlich größere Zahlen, und in der That ist in dem Fang der Dampfer keine Verminderung eingetreten. Außerordentlich bedenklich aber ist das Kleinerwerden der Fische, namentlich der Plattfische. Die Statistik giebt uns von dieser Abnahme in der Größe der Fische kein richtiges Bild, weil sie nur die Gewichtsmenge des Fanges berücksichtigt. Trotzdem ist es Thatsache, daß die Befischung der Nordsee so groß ist, daß dem einzelnen Fisch keine Zeit mehr gelassen wird, sich zu entwickeln und zu seiner natürlichen Größe heranzuwachsen. Die Hauptschuld, daß das nicht geschieht, trägt das große Grundschleppnetz oder Trawl. Durch dasselbe wird zwar nicht, wie oft

geburt  
Kaiser  
Jahren  
der  
ist  
der  
blüthe  
nomme  
Alter  
erben  
in  
Dritte  
Zeit  
hant  
die  
seiner  
fogar  
aber  
verwand  
ihm  
das  
empfin  
Beunruh  
wurde  
Augel  
quer  
wurde

behauptet ist, die ganze junge Brut vernichtet, da sich diese schwimmend im freien oberflächlichen Wasser aufhält, wohl aber geschieht dadurch eine maßlose Vernichtung der Jungfische, d. h. solcher Fische, die im Begriffe sind, zur Geschlechtsreife heranzuwachsen, aber noch zu klein sind, um als Nahrung Werth für den Menschen zu haben. Wer jemals an Bord eines Fischdampfers gewesen ist, weiß, daß auf jeder Fangreise eines solchen Hunderttausende solcher Jungfische gefangen und als nutzlos wieder in das Meer geworfen werden. Sachverständige haben wiederholt ausgeführt und mit Beweisen belegt, daß vor zehn und zwanzig Jahren große Schollen und Seesungen häufig auf vielen Gründen der Nordsee gefangen wurden, während sie jetzt außerordentlich klein sind. Der englische Fischereidirektor Jeffre hat für das Jahr 1893 folgende Schätzung gemacht: Es wurden von englischen Fischdampfern 14 000 Tonnen Jungfische gefangen und an den Markt gebracht. 800 Fische auf den Centner gerechnet, ergibt 224 Millionen kleine Fische in einem Monat. Der Verkaufspreis betrug durchschnittlich 5 Mk. für den Centner, im Ganzen rund 1 500 000 Mk. Würde diesen Fischen Zeit gelassen sein, um zu einer wirklich gebrauchsfähigen Größe heranzuwachsen, so würden sie ein Gewicht von 112 000 Tonnen und einen Verkaufswerth von rund 35 280 000 Mk. erreicht haben. Auf dem Londoner Fischmarkt zu Billingsgate sind in den letzten zehn Jahren 721 Tonnen oder 14 420 Centner untermäßiger Fische vernichtet worden, da sie unverkäuflich waren.

Solche Mißstände haben denn dringend zur Erörterung von Schutzmaßnahmen gegen die Ueberfischung des Meeres ermahnt. Da hat man denn verschiedene Arten von Maßnahmen vorgeschlagen. Am einfachsten wäre es, wenn man die ganze Trawl-fischerei verböte; freilich würde eine Wirkung solchen Verbots nur eintreten, wenn es international durchgeführt würde. Von anderer Seite, namentlich in England, hat man sich für die Einführung von Schonrevieren und Schonzeiten ausgesprochen. Es bleibt der wissenschaftlichen Untersuchung vorbehalten, zu ergründen, welche Reviere der Nordsee als die „Kinderstuben“ der wichtigsten Nussfische anzusehen sind, und diese müßten dann geschützt werden. Wir haben seit einigen Jahren in der biologischen Anstalt auf Helgoland eine Stätte, von wo aus die gründliche Untersuchung des Meeres geleitet wird, und so läßt sich in dieser Beziehung ein gutes Resultat erwarten. Auch eine Verbesserung der Fanggeräte wird vorgeschlagen, und eine solche würde ganz gewiß Segen stiften. Wenn es gelingt, ein Trawl oder ein anderes an seine Stelle zu setzendes Fanggerät zu konstruieren, das die meisten untermäßigen Fische entweichen läßt und wesentlich nur die brauchbaren fängt, das zugleich die gefangenen Fische nicht todt, wie jetzt in den meisten Fällen, sondern in lebensfähigem Zustand an Bord der Schiffe bringt, so würde der Fischerei damit ein großer Dienst geleistet sein. Versuche, mit Netzen, deren Maschen vergrößert sind, die sich außerdem beim Fischen nicht zusammenziehen, sind bereits mit guten Erfolgen gemacht worden. Zürländer Fischer benutzen schon jetzt ein Gerath, das sogenannte Snurrerab, das viel weniger beschädigte Fische liefert und den Grund nicht so aufwühlt, wie das Grundnetz.

Wie man sieht, sind wissenschaftliche und praktische Kreise dabei, die Frage weiter zu studiren und den Mißständen Abhilfe zu schaffen, in der richtigen Erkenntniß, daß etwas geschehen muß, um der drohenden Ueberfischung der Nordsee zu wehren.

## Etwas Altes vom Paragraph 11.

Schon um das Jahr 200 vor Christo werden in der Völkergeschichte germanische Krieger genannt: Menschen von schrecklichem Ansehen und gewaltiger Größe bis zu fünf Ellen hoch, von denen gesagt wird, daß sie dem Trunke sehr zugänglich gewesen waren. Diese Riesennation ging nach und nach an Kraft und Stärke zurück, und man will behaupten, daß hierzu der Trunk beigetragen habe, weniger durch das ursprüngliche Getränk, Meih und Bier, sondern durch den später bekannt gewordenen Wein und Branntwein. Ihr Bier wurde aus Gerste oder Sommerweizen in jeder Haushaltung, und zwar ohne Zusatz von Hopfen, den man gar nicht kannte, gebraut, und war ein dünnes Zeug, das man in unseren Kneipen, wo der alte Germane noch jetzt so oft gefeiert wird, mit Verachtung zurückweisen würde. Als jedoch das Bier sich verbessert hatte und Wein und Branntwein bekannt wurden, entstand eine entsetzliche und allgemeine Unmäßigkeit. Die Blüthe der Städte in der zweiten Hälfte des Mittel-

alters hatte zu einer Ausbildung der Bierbrauerei, einem allgemeinen Weinhandel und schließlich auch zur Herstellung des gebrannten Wassers, Aqua vitae oder Lebenswasser genannt, und auch zur größeren Billigkeit dieser Getränke geführt, und damit entstand eine Bechluft, die im 16. Jahrhundert auf ihrem Höhepunkte angelangt, Deutschland zum klassischen Zeitalter einer Sauferei erhob, wie sie nie wieder erreicht worden ist. Die Unmäßigkeit beherrschte damals alle Stände und beide Geschlechter. Mit dem schlimmsten Beispiel gingen die Fürsten voran, deren nur wenige „gemeinlich nüchternen Lebens waren.“ Der Geschichtschreiber Janzen erzählt darüber besonders von den sächsischen Kurfürsten und den pommerischen Herzögen viel wunderliche Dinge. Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, liebte es, Wettsaufen zu veranstalten, bei denen nicht selten die Teilnehmer sich den Tod oder schwere Krankheit holten. Auch Kurfürst Christian I. wurde vom Trunke zu Grunde gerichtet. Schon als Kurprinz schrieb er 1584 an Christian I. von Anhalt-Bernburg: „Der von Bünau hat mir berichtet, daß Deine Liebden gar nicht mehr ein Beförderling zum Trunke wären, welches mir herzlich leid ist, und wünsch den Deiner Liebden von Gott viel glückselige Zeit und Wohlfahrt, und daß Deine Liebden aus solchem Irrthum zu rechten Glauben sich befehren wollen.“ Das that denn der Anhalter auch wirklich. Bis zum Neujahrstag im Trinken trieb es aber wohl Kurfürst Christian I. Sohn und Nachfolger, seit 1591 Kurfürst Christian II., der fast tagtäglich vollgetrunken war. Als er im Sommer des Jahres 1607 dem Kaiser Ferdinand in Prag einen Besuch abgestattet hatte, rühmte er sich selbst, während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes daselbst kaum eine Stunde nüchtern gewesen zu sein. Die Tafel dieses Kurfürsten währte sieben Stunden, wobei er, regelmäßig betrunken, dann und wann die Gesundheit eines Fürsten ausbrachte, eine grobe und unsäuberliche Bemerkung machte, den Dienern den Rest aus dem Bechern in's Gesicht schüttete oder den Hofnarren ohrfeigte. Der Rheingraf von Salm berichtete 1611 dem Kurfürsten „weil die Hofdamen stets mit bei Tafel saßen, so sei es ihr Recht, daß sie sich, wie die übrigen Gäste, auch ihren Rausch antränken, und daß die Herzogin von Braunschweig, wenn sie voll wäre, überaus nährisch und lustig erschien.“ — Wie die Fürsten trieb es auch der Adel. Es erscheint unglaublich und wird doch durch zahllose urkundliche und andere schriftliche Ueberlieferungen bestätigt, daß die den sogenannten „Abelstänzen“, welche in den Städten, gewöhnlich am Tage Jacobi, abgehalten wurden, es zu wüthen Rauereien kam, Männer, Weiber und Jungfrauen total bezecht waren, allerhand Unfug trieben, schreiend und freischend auf den Straßen herumstrichen, und auch nicht selten Todtschläge vorkamen. Eine Blumenlese derartiger Exzesse, welche von dem zu Gastereien versammelten Adel verübt wurden, enthalten die Städtechroniken, von welchen als eine der ergiebigsten hier nur die unserer Nachbarstadt Delitzsch genannt sei. Die Gelehrten, Bürger und Bauern blieben auch nicht zurück. Luther schrieb: „Als ich noch jung war, gedanke ich, daß mehrentheils, auch aus den Reichen, Wasser tranken, und kaum in ihrem dreißigsten Jahre anhuben Wein zu trinken. Anjeto gewöhnt man auch die Kinder zu Wein und zwar nicht zu schlechten, sondern zu starken und ausländischen, auch wohl de Wittren und gebrannten Weinen, die man nüchtern trinkt.“ Am schlimmsten unter den Gelehrten trieben es die Juristen, die besonders auch bei Inventarisirungen einen namhaften Theil des Inventars, ehe sie fertig wurden, verschmelzten, auf den Rathhäusern und in den Gerichtsstuben „das Maul nicht aus der Kanne brachten“ — wie 1596 dies der Regensburger Rath dem ehrbaren Stadtgericht verbot — und wenn auf der Folter vom Genter Mißethäter, namentlich angebliche Heren, gepeinigt wurden, beim Fressen und Saufen voll, toll und taunelig waren. Professoren und Studenten ließen es auch nicht am Vollsaufen fehlen, wie denn die schriftliche Ueberlieferung eines Ausländers aus dem Jahre 1576, neben aller Anfeindung der deutschen Wissenschaftlichkeit, mittheilt, daß sie über die Magen zechten, jauchzten, knieend süßen und hüpfeten, was namentlich den Herren Professores in ihren langen Harzkappen übel anstände. Daß auch der Handwerkerstand in dieser nationalen Untugend nicht rückständig blieb, ist begreiflich. Die Gesellen suchten für ihre Wochenarbeit sich durch einen sogenannten „guten Montag“, wegen der vielen blauen Rücken, die durch Prügeleien dadurch entstanden, später „blauer Montag“ genannt, zu entschädigen, und dabei kam es, nach erhalten gebliebenen Rathesverordnungen und Innungsberichten, zu allerlei Völlerei, Unzucht, Verwundungen, Arbeitsverräumnis und noch Schlimmerem. Der Rath fand aber auch, daß die Meister den Gesellen ein schlechtes Beispiel gaben, und mahnte sie deshalb „ganz väter-



lich und getreulich", sich des überflüssigen Zechens und Weintrinkens in Wirthshäusern, sonderlich an Werktagen, zu enthalten, und zugleich auch ihre Weiber und Kinder von dem lästerlichen, bösen Gebrauch abzuziehen, daß sie ihnen in die Wirthshäuser nachließen und sich ebenfalls an die Wöllerei gewöhnten. Die Bauern und ländlichen Arbeiter trieben es ähnlich, wobei die hohen Festtage, das Erntefest und die Kirmeß, die Hauptgelegheiten boten. Eine sächsische Landesverordnung aus dem Jahre 1557 besagt, „es sei auf den Dörfern eine sehr schändliche Gewohnheit eingerissen, indem die Bauern auf und an den hohen Festen ihre Sauferei schon am Vorabend des Festes anfangen, die Nacht über trieben, und Morgens die Predigt entweder gar verschlafen oder befoffen in die Kirche kämen, und darinnen wie die Säue schliefen und schnarchten.“ In vielen Orten mißbrauchten die Bauern ihre Kirche, welche doch ein Bethaus sein sollte, schroteten das Pfingstbier in dieselbe, damit es frisch blieb und löffen es daselbst mit Gotteslästerungen und Fluchworten aus. Und dabei geschehe es auch in der Kirche, daß sie die Priester und das Ministerium verhöhnten, indem sie auf die Kanzel träten und zum Gelächter Predigten hielten. Ein Prediger in Joachimsthal konnte deshalb im Jahre 1557 den Bergleuten daselbst wohl vorhalten, es gehe bei ihnen so wüst zu, wie bei einer Bauernkirchweh, denn es wären alle Schenkhäuser voll, nicht allein an Feiertagen, sondern auch in der Woche. Auch die Weiber hielten ihre Bierorte und machten leeres Geschirr und kugelten sich auf dem Tische, die Jungfrauen aber wollten nicht weiter lieben und nippen, sondern sie lernten nunmehr auch schlucken und saufen.“ Er schloß deshalb mit der Mahnung „der jüngste Tag sei nahe, denn die Welt verdiene den Untergang.“

**Allerlei.**  
**Das Publitum.**

Zwei Jungen stehen im Schnee der Gasse  
Und schmähen sich voll Bitterkeit  
Und prügeln sich im wilden Hase,  
Es ist ihnen ernst um ihren Streit.  
Doch ruhig steht ein dichter Haufe  
Bergnügter Gaffer rings herum —  
Erregt sind nur die Zwei, die taufen,  
Gleichmüthig bleibt das Publitum.  
Bei unser'n Viteratensehden —  
Ist's etwa anders? O Triumph,  
Wie wir dabei uns heifer reden!  
Wir schreiben uns die Federn stumpf!  
Und wenn wir müd sind und verschlafen,  
Dann merken wir's: es war dumm!  
Erregt sind nur die Zwei, die taufen,  
Gleichmüthig bleibt das Publitum.  
Idealist, Du tapfrer Dezen,  
Wie schwangst Du kühn Dein Lintenschwert;  
Du tummeltest beinah' vorwegen  
Der Schönheit sanftes Stedenferd.  
Mit Brocken Lessing's, Schiller's, Goethe's  
Bestreutest Du das Podium.  
„Ja, ja, der kann was, — der versteht es!“  
Sagt gönnerhaft das Publitum.  
Und Du, der Realist, nicht minder  
Gewappnet stürmest Du einher;  
Modern, der Klassik Ueberwinder,  
Sprachst Du von Jola und Flaubert.  
Die Schönheit warst Du als verschmähtes  
Idol zurück in's Alterthum. —  
„Ja, ja, der kann was, — der versteht es!“  
Sagt gönnerhaft das Publitum.

Die durch ihre Schönheit berühmte Erzherzogin Maria Theresia, Wittve des zu Anfang des Jahres verstorbenen Bruders des Kaisers von Oesterreich, beabsichtigt, wie uns aus Wien geschrieben wird, in ein Kloster zu gehen, wenn der Gesundheitszustand ihres leidenden Stiefsohnes, des österreichischen Thronfolgers, nicht mehr ihrer Pflege bedürfe, der sie sich mit der innigsten Hingabe unterzieht. Sie würde mit dem Eintritt in das Kloster dem Beispiel der verwitweten Prinzessin von Bourbon folgen, Maria Beatrix, Erzherzogin von Oesterreich-Giie, Großmutter der Prinzessin Claira von Bourbon, der jetzt so oft genannten Braut des römischen Kaisers Folchi, sowie dem ihrer Mutter, der Wittve des einstigen Königs von Portugal, Infanten Don Miguel, geborenen Prinzessin Löwenstein, welche bekanntlich im letzten Jahre in der Benediktinerinnen-Abtei St. Cécil auf Solesmes Klosterfrau wurde.

Eine graunige Geschichte aus dem Thierleben erzählt, wie dem „Deutschen Thierfreund“ zu entnehmen ist, der berühmte Forstmann Nördlinger. Grausig ist die Geschichte, das muß wahr sein, sie

berichtet vom Kannibalismus in der höchsten Potenz, gegen den es in Ugalinos Hungerrthum noch gemüthlich zugeht. Beim Umgraben im Garten war eine Maulwurfsgrille mit an das Tageslicht befördert, darauf durch einen Spatenstich halbt und, wie man glauben mußte, dadurch getödtet worden. Wie groß war das Entsetzen Nördlingers, als er nach Verlauf einer Viertelstunde zufällig nach der vermeintlichen Leiche hinblickte und sah, wie das vordere Ende beschäftigt war, behaglich vom hinteren zu schmaufen. Dazu gehören Revoen, was? Freilich dürfen wir die Schmerzempfindungen niederer Thiere nicht ohne Weiteres nach unseren eigenen beurtheilen, das wäre durchaus falsch.

**Vom Büchertisch.**

— Ein schönes Festgeschenk aus dem Verlage von G. S. Wallmann in Leipzig ist das Werk „In alle Welt!“ Auf den Spuren des Apostels Paulus von Antiochia bis Rom“ von Ludwig Schneller, Pastor in Köln. 35 Bogen mit vielen Illustrationen. In alle Welt! Das ist die Parole, die der Herr selbst gegeben hat, als er zu seinen Jüngern sagte: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Keiner von denen, die mit auf dem Himmelfahrtsberge standen und ihm nachschauten, hat die genaltige Bedeutung dieser Worte so vollkommen begriffen wie jener Mann, der damals noch zu den Feinden des Kreuzes gehörte, der Apostel Paulus. Eine Hastlosigkeit und eine Unauhaltbarkeit liegt über diesen Weltreisen, eine Ruhelosigkeit, die nirgends Hüften bauen kann, so daß man über sein ganzes Leben kaum eine bessere Lebenschrift setzen könnte als diesen letzten Befehl des Heilandes: „In alle Welt!“ In ganzen Neuen Testament giebt es, abgesehen von der Persönlichkeit Jesu Christi, keinen Charakter, der so hell und scharf umrissen in die Augen springt wie die Persönlichkeit des Apostels Paulus. Schon in seinen Briefen tritt sein Charakterbild klar hervor. Wir folgen ihm von Ort zu Ort bei seinen ganzen Kirchengründungen, sind Zeugen seiner Verfolgungen, sehen hinein auch in die Kleinigkeiten und Widerwärtigkeiten seines Lebens. Neben den Briefen des Apostels ist aber auch seine Geschichte von größter Wichtigkeit. Erst wer seine Geschichte kennt, kann die ganze Größe des Mannes und seinen Antheil an jenem wunderbaren Schauspiel erkennen, das sich nach der Erscheinung Jesu Christi vollzog, als eine greisenhaft gewordene, ihrem Untergang entgegengehende Menschheit auf einmal Halt und Kehrt machte, eine neue Religion annahm, erst zögernd und widerstrebend, und dann immer mehr mit einer Freude und Begeisterung, der keine Macht in der Welt mehr gewachsen ist. Von den Menschen, die im Auftrage Jesu Christi diesen Umchwung vermittelten, gebührt der heroportagendste Antheil dem Apostel Paulus. Darum hat Schneller, nachdem er in seinen „Evangelienfahrten“ und „Apostelfahrten“ die Anfänge der Kirche Jesu Christi dargestellt, nun auch das große Leben des Paulus durch Bilder veranschaulicht, die dem ehemaligen Schauplatz dieser Geschichte entnommen sind. Paulus war ein weitgereister Mann. Die langgestreckten Straßen Afiens und Europas, die sein Fuß verfolgt hat, hat Schneller aufgejucht, bevor er es unternommen hat, seine weiten Reisezüge zu beschreiben. Durch Cilicien über den hohen Taurus, durch Galazien und die Steppen der Lytaonien, durch Phrygien und das jonische Kleinasien, durch Macedonien und Griechenland und Italien hat er die Spuren des großen Apostels verfolgt. Er giebt in seinem neuen Werke eine zutreffende Vorstellung von den Schauplätzen des Lebens des Apostels, wobei er sich der Hilfe einer größeren Zahl von Bildern, die er an Ort und Stelle gesammelt, wie auch einer eigenen neuen Karte, welche die Ketten durch Kleinasien eingehend verfolgt, bedient. Die Wanderungen, die der Verfasser mit dem Leser unternimmt, werden diesem zu einem lebendigerem Verständniß jener zwanzig Jahre der weltbewegenden Arbeit des Paulus verhelfen, die nicht den zwei bis drei Jahren der Wirksamkeit des Herrn selbst die entscheidendsten Jahre in der Geschichte der Menschheit gewesen sind.

— Nachdem sich die kleine, achtbändige neue Schiller-Ausgabe die, von Professor Dr. Ludwig Bellermann besorgt, im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig und Wien erschienen ist, als die beste aller bisherigen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete erwiesen und beim großen Publitum wie bei den Fachleuten gleichen Beifall gefunden hat, sind von den noch ausstehenden sechs Bänden der großen Ausgabe in rascher Folge wiederum zwei auf den Büchermarkt gekommen. Im ersten derselben, dem ersten des ganzen Werkes, werden zunächst die Uebersetzungen aus Virgils „Aeneide“ geboten. Diesen folgen die Uebersetzungen fremder Trauerspiele, also „Phigien in Aulis“, „Die Rhodierinnen“, „Macbeth“, „Hädra“. Daran reihen sich im zwölften Bande die Uebersetzungen fremder Lustspiele, also „Turandot“, „Der Parast“, „Der Riese als Onkel“. Den Schluß machen die wichtigen Theaterbearbeitungen der „Räuber“ und des „Fiesko“. Wie immer sind den einzelnen Stücken klare, trefflich orientierende Einleitungen vorausgeschickt, Anmerkungen unter dem Text tragen zum Verständniß des Schillerischen Wortlautes und Gedankengehaltes bei, literarische Nachweise und andere mehr den Kenner interessirende Angaben sind hinter dem Texte ebenfalls in Form von Anmerkungen zusammengestellt, und ein sorgfältig angelegtes Lesartenverzeichnis beschließt jeden der beiden Bände. Der Preis der kleinen, achtbändigen Ausgabe beträgt 16 Mk., der der großen, neizehnbändigen 28 Mk. Neben den fertlichen Vorzügen läßt auch eine vornehme äußere Ausstattung die Wienerischen Klassiker-Ausgaben als besonders empfehlenswerth für den Weihnachtsbüchertisch erscheinen

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.